

Wolfgang Hohlbein

Die Chronik der Unsterblichen

Am Abgrund

Band 1 – Osteuropa im 15. Jahrhundert

Originalausgabe Hardcover

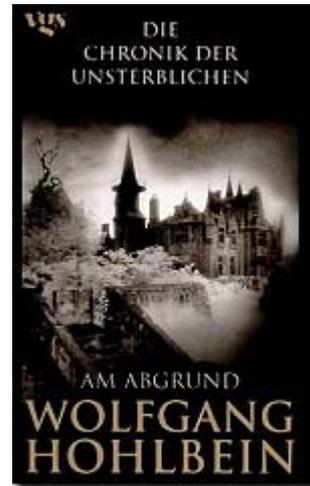
Egmont vgs, September 1999
ISBN 978-3-8025-2608-4
358 Seiten
Preis: 20,50 Euro

Paperback

Egmont vgs, September 2007
ISBN 978-3-8025-8126-7
351 Seiten
Preis: 14,95 Euro

Taschenbuch

Ullstein Taschenbuch,
ISBN 978-3-5482-5165-3
358 Seiten
Preis: 8,95 Euro



Wie ein Blitz aus heiterem Himmel wird ein kleines Dorf im fernen Transsilvanien von den grausamen Vollstreckern der Inquisition in Schutt und Asche gelegt. Die Überlebenden werden verschleppt; nur der junge Frederic entkommt dem brutalen Überfall.

Als Frederic herausfindet, dass die heimtückische Tat einzig und allein dem Schwertkämpfer Andrej galt, ist es schon fast zu spät. Aber Andrej spürt den jungen Mann auf und nimmt ihn mit auf eine abenteuerliche und gefährliche Reise quer durch Transsilvanien.

Doch schon bald hegt Frederic einen furchtbaren Verdacht: Andrej, der Mann, der fast unbeschadet durchs Feuer gehen kann und die schwersten Verletzungen mühelos übersteht, muss mit dem Teufel im Bunde sein! Dass Andrej zu den letzten Unsterblichen gehört, die für ihr ewiges Leben einen hohen Preis bezahlen, ahnt er nicht.

Die komplette oder teilweise Verwendung des folgenden Copyrightgeschützten Textes ist ausdrücklich untersagt. Die Leseprobedateien sind nur für den persönlichen Gebrauch bestimmt.

www.chronik-der-unsterblichen.de

Am Abgrund

Ein dünner Ast peitschte in sein Gesicht und hinterließ einen blutigen Kratzer auf seiner Wange. Die Wunde war nicht tief und würde so schnell heilen wie alle anderen Verletzungen, die er sich im Laufe seines Lebens zugefügt hatte; er hatte so unglaublich gutes Heilfleisch, dass ihn selbst schwere Verwundungen nie lange hatten beeinträchtigen können. Der Schmerz war sowieso ohne Bedeutung – nachdem er Raqi und seine gerade erst geborene Tochter auf grausame Art verloren hatte, gab es nichts mehr, was ihn wirklich berührte. Und doch riss ihn das dünne Blutrinnsal auf seiner Wange für einen Moment aus seinen düsteren Gedanken. Andrej Delany sah auf, unterzog seine Umgebung einer flüchtigen Musterung – und zügelte überrascht sein Pferd.

Er war zu Hause.

Er hatte geglaubt, ziellos durch das Land geritten zu sein, seitdem er sofort nach der improvisierten Beerdigung aufgebrochen war, aber dem war nicht so. Er war wieder am Ort seiner Geburt angekommen. Über den sanften Hügel, den sein Pferd hinaufgetrabt war, war er als Kind zusammen mit seinen Freunden getobt. Er erkannte die verkrüppelte, mächtige Buche, deren Äste sich wie die vielfingrigen Hände eines freundlichen Riesen in alle Richtungen reckten. Als Kind war er mehr als einmal von ihrem Gipfel gefallen, ohne sich auch nur ein einziges Mal einen Knochen zu brechen oder sich anderweitig zu verletzen.

Während er den gewaltigen Baum betrachtete, erschien ihm das immer unglaublicher – bis ihm klar wurde, dass die Buche aus der Sichtweite eines Kindes viel riesiger und Furcht einflößend gewirkt hatte, gerade recht, um seinen Freunden seinen außergewöhnlichen Wagemut zu beweisen. Der Gedanke ließ ihn erschauern. In wie viele verrückte und gefährliche Situationen hatte er sich freiwillig begeben, nur um den anderen zu beweisen, dass er der Mutigste war? Und später hatte er dann oft daraus keinen Ausweg gefunden – wie nach dem verhängnisvollen Kirchenraub in Rotthurn, als er einem so genannten Freund aus einer verzwickten Lage geholfen hatte, obwohl dieser eigentlich keine Hilfe verdient hatte. Mit gerade erst sechzehn Jahren war er so zum Ausgestoßenen geworden, ein Verdammter, dessen Leben nun keinen normalen Verlauf mehr nehmen konnte. Die Folgen dieser Entscheidungen hatten

seinen ganzen Werdegang geprägt und letztlich auch dazu geführt, dass er Jahre später seinen Sohn Marius in einer Nacht-und-Nebel-Aktion zu Verwandten ins Tal der Borsã hatte bringen müssen, ohne die Aussicht, ihn hier je wieder besuchen zu können.

Wieso also war er hierher zurückgekommen?

Nachdem er Raqi und seine gerade erst geborene Tochter beerdigt hatte – das zweite Kind, das ihm nun wieder entrissen worden war, nachdem er schon seinen Sohn hatte weggeben müssen –, war er tagelang ziellos durch Transsylvanien geritten. Wie viele Tage es gewesen waren, hätte er nicht mehr zu sagen vermocht. Fünf, zehn, oder hundert: Was machte das schon für einen Unterschied? Er hatte jedes Zeitgefühl verloren und war keiner bestimmten Richtung gefolgt, sondern hatte sich vom Zufall, der Willkür der Wegführung und dem Instinkt seines Pferdes leiten lassen – mit der einzigen Ausnahme allenfalls, dass er bewusst die Nähe von Menschen mied und sich nur gelegentlich auf irgendeinem abgelegenen Bauernhof mit Proviant versorgte.

Es konnte kein Zufall sein. Wollte er wider alle Vernunft ein Wiedersehen mit seinem Erstgeborenen erzwingen, den er nun schon vor langer, langer Zeit seinen Verwandten überlassen hatte mit der Bitte, ihn wie ihr eigen Fleisch und Blut aufzuziehen? Dieser Gedanke behagte ihm nicht, war er doch verbunden mit den allzu schmerzlichen Erinnerungen, vor denen er nun schon so lange davonlief. Da wäre es schon einfacher gewesen, dem Vorbild seines Stiefvaters zu folgen und hinauszuziehen in all jene fernen Länder und Kontinente, von denen Michail Nadasdy ihm im begeisterten Tonfall vorgeschwärmt hatte.

Andrej hatte anfangs nicht viel mit dem alten Haudegen anfangen können. Als Michail Nadasdy aus Alexandria nach Transsylvanien zurückgekehrt war, der alte Herumtreiber, der Frau und Stiefkinder schmäählich im Stich gelassen hatte, und sich dann, wie aus einer plötzlichen Laune heraus, als Vater und Lehrer aufspielen wollte: Da hatte er ihn erst regelrecht gehasst. Nach einigen Monaten schlimmer Szenen und trotziger Verweigerung hatte Andrej schließlich einsehen müssen, dass sein Widerstand nicht nur aufreibend sondern auch sinnlos war: Michail war tatsächlich ein weiser und stets geduldiger Lehrer, der es auf trefflichste verstand, seine durch die vielen abenteuerlichen Reisen gewonnene Lebenserfahrung und Kampfkunst an ihn weiterzugeben.

Wenn er zurückblickte, musste er gestehen, dass es fast so etwas wie der Anfang seines bewussten Lebens gewesen war, als sich Michail seiner angenommen hatte. Der einzige Wehrmutstropfen war, dass sie schon kurz nach Michails Rückkehr das Dorf fast fluchtartig verlassen müssen: Seine Mutter, Michail und er selbst. Aus einem Grund, den er bis heute noch nicht ganz verstanden hatte, waren dem Weltreisenden nicht nur Neid und Ablehnung entgegen geschlagen, sondern auch ein abgrundtiefer Hass, der sich schließlich in einer blutigen Gewalttat entladen hatte, bei dem Gott sei Dank allerdings niemand ernsthaft zu Schaden gekommen war. Noch in derselben Nacht hatten sie all ihre Habseligkeiten zusammengepackt und waren Hals über Kopf in die Berge aufgebrochen, wo sie für die nächsten Jahre unter vielen Entbehrungen ein sehr einfaches Leben geführt hatten. Er war der einzige gewesen, der noch recht lange zu gelegentlichen Besuchen ins Dorf aufbrach und von einem Onkel oder einer Tante heimlich etwas zugesteckt bekam – allen voran von Barak, der nie einen Hehl daraus gemacht hatte, dass er die Vertreibung von Andrejs Familie missbilligte.

Aber es hatte auch noch einen anderen Anfang gegeben, später, nachdem er Michail und seine Mutter verlassen hatte, um in die Welt hinauszuziehen – und um mit seinen sechzehn Jahren dann doch nur bis Rotthurn zu kommen und durch den Kirchenraub für immer und alle Zeiten gebrandmarkt zu werden. Einsam und verwirrt hatte er sich auf den Rückweg zu dem einfachen Haus seiner Mutter gemacht. Auf dem Weg dorthin, mitten in abgelegenen Berggebiet, war er auf Raqi gestoßen. Auch sie war auf der Flucht gewesen. Zusammen hatten sie bei seiner Mutter und Michail Unterschlupf gefunden, bis einer nach dem anderen von ihm gegangen war.

Kurz, nachdem Raqi zu ihnen gestoßen war, hatte es angefangen. Zuerst waren es nur merkwürdige Geräusche gewesen und Fußspuren, die sich in den kärglichen Boden eingegraben hatten, auf dem sie ihre Hütte errichtet hatten. Später dann war es zu hinterhältigen Angriffen durch Unbekannte gekommen, denen sie nie hatten habhaft werden können.

Inzwischen waren sie alle tot. Seine Mutter hatten sie erwischt, als sie ihren kleinen Kräutergarten gejätet hatte. Bevor Michail und er, durch einen schrecklichen Tumult angelockt, den hinter einen Hügel gelegenen Kräutergarten erreicht hatten, war es schon zu spät gewesen. Mit mehreren groben Steinen und spitz

zulaufenden Holzlatten war seine Mutter regelrecht zu Tode geprügelt worden – die Mörder hatten sie nie ausfindig machen können.

Von den Folgen des Angriffs hatte sich seine Mutter nie erholt. Wenige Wochen danach war sie an ihren Verletzungen elendiglich zugrunde gegangen. Nur zwei Jahre später war Michail Nadasdy nach einem heimtückischen Attentat an den Folgen eines Schwerthiebs nach tagelangem Siechtum in seinen Armen regelrecht verblutet. Raqi war dagegen auf natürliche aber nicht minder entsetzliche Weise im Kindbett gestorben – und mit ihr seine Tochter, die kaum das Tageslicht erblickt hatte, bevor sie der Herr zu sich geholt hatte.

Es hatte in dieser Zeit nicht einen Tag, nicht eine Stunde gegeben, in der er nicht daran gedacht hätte, seinem Leben selbst ein Ende zu setzen. Er hatte keine Angst vor dem Tod. Ganz im Gegenteil; der Tod erschien ihm wie ein sanfter alter Freund, der alle Sorgen und alle Trauer von ihm nehmen würde. Denn wie er es auch drehte und wendete: Er hatte die Menschen, die ihm auf der ganzen Welt am meisten bedeuteten, mit eigenen Händen beerdigt. Nur ihm war die Gnade des Todes bisher nicht zuteil geworden.

Was also hatte ihn hierher geführt? Ein Instinkt, wie er manche Tiere dazu brachte, an den Ort ihrer Geburt zurückzukehren, um dort zu sterben? War er es Raqi schuldig, ihr zu folgen und seinem Leben ein Ende zu setzen? Oder vielleicht ein noch viel, viel älteres Gefühl – Einsamkeit?

Andrej zögerte lange, bevor er sich endgültig zum Weiterreiten entschied. Er hatte nichts zu verlieren. Borsã, der Ort seiner Geburt, lag auf der anderen Seite des Hügels, unmittelbar am Ufer des Brasan, an dessen Wassern sich die Bauernburg erhob. Konnte man sich dort noch an ihn erinnern, oder war es zu lange her, seit er, Michail Nadasdy und seine Mutter das Dorf verlassen hatten? Als er viele Jahre später Marius hierher gebracht hatte, war er kurz nach der Einbruch der Nacht angekommen und – um von niemanden als Andrej Delany und damit als einer der angeblichen Kirchenräuber von Rotthurn enttarnt zu werden – kurz vor Sonnenaufgang wieder aufgebrochen.

Doch gerade weil das so war, hatte er auch nichts zu verlieren. Ihn beunruhigte mehr und mehr die Frage, warum er hierher gekommen war. War es wirklich nur ein Instinkt eines Vaters und die Sorge um sein Kind gewesen, das Erbe seiner tierischen Vorfahren, wie

Michail Nadasdy es immer genannt hatte, ohne dass er jemals wirklich verstand, was damit gemeint war. Möglicherweise irgendeine ... Ahnung? Delany wollte lächeln, doch es misslang ihm. Sprich niemals abfällig über deine Ahnungen, wisperte Michail Nadasdys Stimme in seinem Kopf. Wer weiß, vielleicht sind diese Botschaften ein Teil von uns, der Dinge sieht, die dem Rest verborgen bleiben ...

Aber vielleicht war nichts davon der Grund, aus dem er hier war. Dennoch blieb es dabei: Es konnte nichts schaden, wenn er die paar Meter weiter ritt und einen Blick auf das unter ihm liegende Borsã. Er schnalzte mit der Zunge, um das Pferd zum Weitertraben zu bewegen. Michail Nadasdy hatte ihn gelehrt, um wie vieles besser ein Pferd gehorchte, wenn man es mit viel Liebe und Geduld dazu erzog, auf gesprochene Befehle zu gehorchen, statt ihm mit der Peitsche den Gehorsam einzuprügeln, und er hatte nicht lange gebraucht, um zu begreifen, wie viel Weisheit in diesem Rat steckte – nicht nur in Bezug auf Pferde.

Oben auf dem Hügel hielt er noch einmal an. Das Borsã-Tal lag unter ihm, wie er es erwartet hatte. Und zumindest aus dieser großen Entfernung heraus betrachtet schien es ihm fast, als sei die Zeit stehen geblieben.

Nichts hatte sich verändert. Der Wehrturm von Borsã ragte düster und majestätisch aus den kristallklaren Wassern des ruhigen Flussarms empor, ein uraltes Monument, dessen charakteristische Linien die Zeit glatt geschliffen, aber nicht gebrochen hatte. Im Gegenlicht, im Schein der rötlich glühenden Nachmittagssonne, wirkten seine Mauern fast schwarz. Andrej glaubte dennoch, die eine oder andere Veränderung zu erkennen: Hier und da war ein Schaden ausgebessert, eine abgebrochene Zinne des Wehrturmes erneuert, ein Dachstuhl der hölzernen Nebengebäude verändert worden. Nichts davon hatte die Bauernburg mit dem zentralen Turm jedoch wirklich verändert. Der Wehrturm stand so unberührt und trutzig da, wie er schon vor zweihundert Jahren da gestanden hatte und wie er wohl auch noch nach weiteren zweihundert Jahren dastehen würde.

Der Turm würde den Türken wahrscheinlich nicht wichtig genug sein, um ihn irgendwann einmal zu schleifen, dachte Andrej spöttisch. Auch die hölzerne Brücke, die von dem Turm im Nebenarm des Flusses zu dem kleinen Ort an seinem Ufer führte, stand noch wie in den Tagen seiner Kindheit – als wäre sie für die Ewigkeit gebaut. Dabei hatten sie schon in seiner

Kindheit heimlich Wetten darauf abgeschlossen, wie lange es noch dauern mochte, bis der nächste heftige Sturm sie endgültig davon blies.

Er ritt weiter und ließ seinen Blick nun auch über Borsã schweifen. Im Gegensatz zur Bauernburg hatte sich der Ort stark verändert. Er war nicht einmal viel größer geworden, aber die Gassen waren nun befestigt, und viele Häuser hatten richtige Dächer aus Holzschindeln, statt mit Stroh und Ästen gedeckt zu sein. Borsã war offensichtlich zu bescheidenem Wohlstand gekommen.

Was es verloren hatte, das waren seine Bewohner. Das fiel Delany erst auf, als er den Weg vom Hügel hinab schon zu mehr als der Hälfte zurückgelegt hatte. Nirgendwo in den wenigen Gassen Borsãs rührte sich etwas. Aus keinem Kamin kräuselte sich Rauch. Selbst die Pferdekoppeln, die er von hier aus sehen konnte, waren leer.

Er ließ sein Pferd wieder anhalten. Sein Herz schlug ein wenig schneller – nicht aus Furcht, sondern infolge leichter Anspannung –, und er senkte die Hand auf die Waffe an seiner Seite, um die grauen Stofffetzen zu entfernen, mit denen er den Griff umwickelt hatte, damit das exotische Sarazenenschwert nicht zu viele neugierige Blicke auf sich zog oder gar die Aufmerksamkeit von Dieben erregte.

Andrej glaubte eigentlich nicht wirklich, dass er die Waffe brauchen würde. Borsã wirkte wie ausgestorben, aber über dem Ort lag nicht der Geruch von Tod und Verwesung. Am Himmel kreisten keine Aasvögel, und er konnte zumindest aus der Entfernung keine Spuren eines Kampfes erkennen.

Es musste eine andere Erklärung für diese vollkommene Abwesenheit von Leben dort unten geben. Alle Dorfbewohner mochten auf den Feldern sein, im Wald, um Holz zu schlagen, oder zum Fischen an den großen Weihern, die hinter den Hügeln lagen und seinen Blicken somit entzogen waren. Vielleicht hatten sie sich auch in der Bauernburg versammelt, um dort alle zusammen ein Fest zu feiern.

Und dazu hatten sie alle ihre Hunde und Katzen, Schweine und Ziegen, Pferde und Kühe mitgenommen? Wohl kaum. Es musste einen anderen Grund dafür geben, dass alles Leben aus Borsã geflohen zu sein schien.

Delany hörte auf, sich den Kopf über etwas zu zerbrechen, worauf er sowieso keine Antwort finden würde, und ließ das Pferd ein wenig schneller traben. Am Fuße des Hügels schwenkte er nach links und ritt –

mit schlechtem Gewissen – ein kurzes Stück über einen frisch umgepflügten Acker, bis er den fest gestampften Teil der Straße erreichte, der gut zwanzig Meter vor der eigentlichen Ortschaft begann.

Er wurde wieder langsamer. Die Stille schlug ihm wie eine Wand entgegen, und mit jedem Schritt, den er dem Ort näher kam, schien sich ein immer stärker werdender, erstickender Druck auf seine Seele zu legen.

Es war die Last der Erinnerung, die er spürte. Dies war der Ort seiner Kindheit, der Platz, an dem er aufgewachsen war, wo er gehen und reiten gelernt hatte, wo er Freundschaften geschlossen hatte – aber es war zugleich auch der Ort einer verletzenden Schmach und tiefen Enttäuschung. Nachdem er mit noch sehr jungen Jahren in Zusammenhang mit dem Kirchenraub ins Gerede gekommen war – an dem er selbst tatsächlich nicht teilgenommen hatte –, war er noch einmal ins Dorf gekommen. Er hatte nicht geahnt, dass man ihn mittlerweile in ganz Transsylvanien gesucht hatte, dass die Pfaffen nichts Besseres zu tun gehabt hatten, als ihn landauf, landab als Kirchenschänder und frechen Dieb zu diffamieren.

Die Dorfbewohner hatten ihn nicht gerade freundlich empfangen. Mit Schimpf und Schande hatten sie ihn die Dorfstraße heruntergejagt, hinein in einen gleißend heißen Tag, dessen Helligkeit mit unglaublicher Brutalität in seine äußerst lichtempfindlich Augen stach. Sie hatten mit Steinen und Kot nach ihm geworfen, ihn einen Ketzer und Teufelsanbeter genannt. Er hatte damals nicht gewusst, was mit ihm geschah – und eigentlich wusste er es ja auch heute noch nicht! –, er hatte einfach nur Angst gehabt. Er hatte geweint, geschrien, seine Freunde angebettelt, doch endlich auf ihn zu hören, Freunde, die plötzlich zu Feinden geworden waren, weil sie glaubten, dass er ein Gotteshaus geschändet hatte. Heute verstand er sie. Er hegte keinen Groll mehr gegen sie. Aber das linderte nicht den Schmerz, den die Erinnerung mit sich brachte.

Er dachte an seinen Großonkel Barak, und ein flüchtiges, warmes Gefühl breitete sich in seinem Inneren aus. Barak war vielleicht der einzige gewesen, der damals zu ihm gehalten hatte; möglicherweise nicht einmal aus Freundschaft oder auch nur aus Sympathie, sondern aus ererbter Loyalität seinem Dorf gegenüber. Aber ganz gleich, warum – Barak hatte er es jedenfalls zu verdanken, dass er damals nicht auf der Stelle gesteinigt, sondern nur aus Borsă gejagt

worden war. Er bedauerte, ihn seither nicht wenigstens noch ein einziges Mal wieder gesehen zu haben.

Ein Geräusch ließ ihn aufmerken. Etwas hatte geklappert – vielleicht nur der Wind, der mit einer losen Dachschildel oder einem Fensterladen spielte. Bestimmt nur der Wind. Trotzdem beschloss Delany, dem Geräusch nachzugehen.

Es wiederholte sich nicht, aber er hatte sich die Richtung gemerkt, aus der es gekommen war. Wie erwartet fand er nichts außer einem lockeren Fensterladen, der sich knarrend im Wind bewegte und gelegentlich gegen den Rahmen schlug.

Da er nun schon einmal hier war, konnte er das Haus auch genauer in Augenschein nehmen. Er stieg aus dem Sattel, schob die Tür vorsichtig mit der linken Hand auf und trat ein, die Rechte auf dem Griff des kostbaren Sarazenenschwertes, den einzig wertvollen Besitz, den sein Stiefvater von seinen abenteuerlichen Reisen mit nach Hause gebracht hatte.

Einen Moment lang glaubte er ein rasches Huschen in den Schatten vor sich wahrzunehmen; ein erschrockenes Seufzen, das Tappen federleichter, eilender Schritte. Und er glaubte, etwas zu spüren – die Anwesenheit eines oder mehrerer Menschen, die ihn heimlich und misstrauisch beäugten.

Delany blieb stehen, zog das Sarazenenschwert zwei Finger weit aus der Scheide und versuchte, die Dämmerung vor sich mit Blicken zu durchdringen. Gleichzeitig lauschte er konzentriert.

Die Schatten blieben Schatten, und er hörte auch nichts mehr. An diesem mit Erinnerungen überladenen Ort durfte er seinen Sinnen nicht trauen – vielleicht gaukelte ihm sein Gedächtnis etwas vor, was nicht da war.

Er durchsuchte das Haus, schnell, aber gründlich. Der Eindruck, den er schon von weitem gehabt hatte, bestätigte sich: Die Bewohner dieses Hauses waren keine armen Leute und es mussten andere sein als die, die er hier als Hausbewohner in Erinnerung hatte. In der Truhe der Hausfrau gab es zwei Kleider – was bedeutete, dass sie drei besaß, wenn sie nicht nackt auf die Straße gegangen war. Und ihr Mann, der wohl das Tischlerhandwerk ausgeübt haben mochte, verfügte über eine wohl sortierte Werkstatt. Wenn er die Möbel, mit denen das Haus ausgestattet war, selbst gebaut hatte, dann war er in seinem Beruf ein Meister gewesen.

Delany schüttelte ärgerlich den Kopf, als ihm klar wurde, dass er mehr und mehr in der Vergangenheitsform von diesen Leuten zu denken begann. Noch hatte er keinen Beweis dafür, dass sie tot waren, ja, dass ihnen überhaupt etwas zugestoßen war.

Er verließ das Haus, untersuchte auch noch das benachbarte und stieg schließlich wieder in den Sattel. Es hatte keinen Sinn, Stunden damit zuzubringen, das ganze Dorf zu durchkämmen; er würde zu keiner anderen Erkenntnis gelangen als zu der, die er schon besaß: Es war niemand da. Die einzige Spur von Leben, auf die er gestoßen war, war eine halb verhungerte Katze gewesen, die ihn aus den Schatten heraus angemaunzt hatte, vielleicht in der irrigen Hoffnung, einen Leckerbissen von ihm zu ergattern.

Er musste in die Bauernburg, um sich dort nach Möglichkeit Klarheit über den Verbleib der Dorfbewohner zu verschaffen.

Sein Pferd in Richtung der Holzbrücke zu lenken, die zu der auf der Felsinsel gelegenen Bauernburg inmitten des ruhigen Flussarms hinüberführte, verlangte ihm noch mehr Überwindung ab, als es ihn gekostet hatte, in den Ort zu reiten. Er hatte regelrecht Angst davor, auch hier niemanden zu finden. Andererseits – wenn sich die Dorfbewohner vor irgendeiner Gefahr hatten in Sicherheit bringen wollen, dann ganz gewiss hier. Er hoffte, seinen Sohn Marius im Kreise seiner Verwandten wohlbehütet vorzufinden, aber irgend etwas in ihm fürchtete sich davor, dass diese Hoffnung in jähes Entsetzen umschlagen könnte, wenn er weiter ritt und auf eine grausige Wahrheit stieß, die vielleicht besser unentdeckt blieb.

Delany sah an sich herab. Er war auf die landesübliche Art gekleidet: Sandalen und Kniestrümpfe, ein Untergewand und darüber eine Tunika aus Leinenstoff mit Schlüsselloch-Ausschnitt, der von einer einfachen Fibel zusammengehalten wurde und ein einfaches Haarband, das seine wilde Mähne bändigte. Die Schärpe, die er trug, hatte er vor vielen Jahren auf einem Markt erstanden – Raqi hatte viele Talente gehabt, aber das Schneidern hatte nicht dazu gehört – und verdeckte ganz bewusst den Waffengurt, den er zusammen mit dem Schwert von Michail geerbt hatte. Nein, er war nicht auffällig gekleidet und konnte bei einigem guten Willen als der Bewohner eines der etwas weiter entfernten Nachbardörfer durchgehen. Zudem hatte er sich in den letzten Jahren so stark verändert, dass ihn selbst der alte Barak wohl nicht mehr

erkannte hätte: auch dann nicht, wenn er ihm direkt gegenüber gestanden hätte.

Das war ihm wichtig, denn es war ihm durchaus klar, dass er auch nach all den Jahren hier immer noch nicht willkommen geheißen werden würde, wenn man ihn erkannte. Er galt nach wie vor als Kirchenschänder und Dieb und musste sich vorsehen, dass er nicht unversehens zur Zielscheibe einer Hetzjagd wurde, bei der er durchaus zu Tode kommen konnte: Die Menschen in Transsylvanien waren nicht gerade als zimperlich bekannt, wenn es darum ging, Ketzern oder vermeintlichen Langfingern den Garaus zu machen.

Und in ihren Augen war er eine Mischung aus beidem.

Der Autor

Wolfgang Hohlbein, 1953 in Weimar geboren, ist der meistgelesene und erfolgreichste deutschsprachige Autor mit einer Gesamtauflage von 35 Millionen Büchern. Der Durchbruch gelang dem Großmeister der Phantastik 1982 mit MÄRCHENMOND, das seinen Siegeszug in zahlreichen Ausgaben von den USA bis in den Fernen Osten bis heute ungebrochen fortsetzt. 1993 stand sein phantastischer Thriller DRUIDENTOR für ein volles Jahr auf der Spiegel Bestsellerliste, gefolgt von vielen anderen Titeln wie ANUBIS (2005), dem PAULUS EVANGELIUM (2006) und UNHEIL (2007).

Die neue deutsche Phantastik ist ohne Wolfgang Hohlbein undenkbar. In über 150 immer wieder neu aufgelegten Bestsellern hat er dem Genre den Weg geebnet. Ob märchenhafte oder düstere Fantasy, ob Mystery-Thriller oder Vampir-Roman: In jeder dieser Spielarten phantastischer Literatur gelangen ihm preisgekrönte Meisterwerke.

Neben seinen Einzelwerken hat sich Wolfgang Hohlbein besonders mit seinen Dark Fantasy Reihen hervorgetan. Seine drei Buchreihen DER HEXER, ENWOR und DIE CHRONIK DER UNSTERBLICHEN gelten als die drei erfolgreichsten ihrer Art in deutscher Sprache.

Der Lebens- und Arbeitsmittelpunkt Hohlbeins ist seine Familie. Der passionierte Motorradfan und Zinnfigurensammler lebt mit seiner Frau und Co-Autorin Heike, seinen Kindern und zahlreichen Hunden und Katzen am Niederrhein.